

Juli



Gewitter

Es gibt viele Begriffe, über die man
mit vielen sich nicht verständigen kann.

Wenn der Tag immer schwüler wird und Menschen und Pflanzen so schwer, schwer quält, daß sie nicht ganz sie selbst sind, und wenn die Wolken sich dann zusammenziehen, wenn sich der Himmel verfinstert, und wenn man weiß, nun steigt das Wetter auf, viele, die auf dem Dorf daheim sind, fürchten sich dann, sie wissen: ihr Hab und Gut und ihr Leben sind nun gefährdet. Sie haben sonst beneidenswerte Nerven, aber das Unwetter bleibt ihnen eine schreckliche, furchtbare Macht.

Wer je eine Wetternacht erlebt hat im Dorf, der weiß, wie das ganze Gesinde sich feierlich versammelt, die Pferde werden angeschirrt, und jeder harret des Augenblicks, da der verderbliche Strahl ihn vernichtet.

Und doch das Wetter ist wunderschön, freilich, man muß es allein erleben in Feld und Wald. Es gibt ja moosige Waldhüttlein, irgendein Unterschlupf wird sich doch finden, und dann muß man sehn, wie die Blitze zucken und lauschen, wie der Donner rollt. Ja, jeden Augenblick kann das Leben zu Ende sein. Das Korn hat sich geneigt, die Blüten haben sich zugeschlossen, das Vogellied verstummt, alles beugt sich der urgewaltigen Macht, und nun, nun rauscht der Regen, der langersehnte, so, als ob er das Wesen zerstören wolle, so erbarmungslos — und doch, das ist Segen, halte das aus, Natur!



Und wir harren in unserem Hüttlein. Es tut so wohl, das Halbdunkel drinnen. Die Tür ist weit geöffnet, vor uns das Blättergeäst und das Bächlein und drüben die Wiese. Wie das Wasser rings um das Hüttlein sich sammelt, ein See für die Wichtel. Und Frösche beginnen darin umherzupatschen, sie mögen die Stimmung ebenso gern wie wir; und alle Gräser umher, jetzt scheinen sie erst recht wie Schattenbilder.

Das Queckengras, die Kinder pflücken das und zählen ihr Schicksal ab für die Schule — gut, schlecht, sehr schlecht. Das ist auch so ein Brauch, den man anerkennen muß. Wenn es gut heißt, dann lernen die Kleinen lustig, heißt es schlecht, so lernen sie fleißig, und heißt es sehr schlecht, so lernen sie ungemein fleißig.

Und der Sandhafer ist auch sehr schön, aber weil er kein Korn bringt, so kümmert man sich nicht um ihn.

Sieh, wie der Regen allmählich schwächer wird, und nun das Gewölk, es scheint wie zerrissen, und über den Wolken leuchtet der Friedensbogen. —

— „Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.“ —

Nein, nun nicht mehr warten, nun wandern.

Rein, herrlich, kühl und erquickend grüßen uns Wälder und Felder. Die lähmende Last ist den Blüten genommen und uns.

Und das Leben ist schön.

Blühende Linden

Lindenduft. Wenn alle andern Bäume schon still und grün geworden sind und sich im Fruchttreiben mühen, dann blüht die Linde so erquickend reich, als wollte sie sagen den schwirrenden Bienen: Kommt her, ich habe genug und noch Überfluß, und die summen und holen den herrlichen Honig. Nicht alle Blüten bergen Honig. Ginster und Goldregen sind honiglos, aber immer ist so viel da, daß die Bienlein nicht Not leiden.

Weil sie hübsch fleißig sind, so haben sie immer genug und manchmal noch Überfluß.

Wie weht der Lindenduft über die Felder hin, die Bienen kommen von weither, sie hatten gewußt, daß da für sie Schätze erblühten.

Die Linde ist der alte Baum der Germanen, von dem die Sagen so viel erzählen, und unter dem Lindenbaum wurde Recht gesprochen, das heilige Behmgericht tagte allda.

In deutschen Landen stehet er hie und da mitten im Wald, und er ragt auch allein, seine mächtigen Zweige weitend und die Wurzeln fest in das Erdreich senkend. Sein schirmender Schatten erquickt, sein Rauschen tut wohl.

Die Blätter der Linde sind wie ein Herz gestaltet. Sie ist der Baum, in dessen Stamm zwei Menschen gern ihren Namen rizen, die eins werden wollen für alle Zeit.



Feldweg



Weiter führt uns der Weg, ja wenn zwei eins werden wollen, dann wird der Flachs gesponnen und gewoben. Jetzt blüht er. Seine feinen, blauen Blüten wehen so schwank und zart — das Flachsmeer sagt man wohl, und die Pflanze gründet doch fest in ihrem Grund.

Mit den Flachsblüten geht es eigen zu. Am Morgen tun sie sich auf und schaun in die Sonne hinein, und lange vor Sonnenuntergang schließen sie sich. Wenn man sie also sieht, so kann man meinen, sie seien Knospen. Aber am nächsten Morgen blühen dieselben Blüten nicht wieder auf.

Die blauen Blumenblättlein sinken nieder und müssen vergehn. Du darfst ihnen das nicht zum Vorwurf machen. Der Irrtum war dein.

Dann reißt der Flachs. Und später wird er gezogen und auf dem Felde gerötet im Tau oder in Wasser gelegt und nachher gebraht und gehechelt und gesponnen zu Garn. Das wird gehaspelt und schließlich gewebt.

Der Flachs muß viel durchleben, aber er weiß es wohl nicht vorher, und das ist gut, wenn man nicht alles vorher weiß, was später kommt, man erfährt es ja immer noch früh genug.

Die Hauptsache ist, daß er seine Bestimmung erfüllt, ja — ganz gewiß, ob uns das leicht, ob schwer wird, das ist einerlei.





Am Felddrain kriechen Winden über das Gestein dahin,
sie öffnen die Blüten so weit, so voll zum Licht, die armen
Blumen, niemand zieht sie empor, und darum müssen sie
so am Boden kriechen, nein sieh, da steht ein Dornstrauch,
da ein Baum, die Winde hebt sich und blüht und ge-
deiht so schön. Nein, nein, sie kann es nicht allein, du
magst das ansehen, wie du willst, und dafür kann sie nicht.

Ein Stück weiterhin steht ein alter, verwitterter Zaun gegen den Acker, da klettern die Wicken, die sind ebenso unselbständig, und sie wollen genau so gern zum Licht, wenn jemand ihnen helfen will; niemand kann anders sein, als er ist, man muß mit den Schwachen Geduld haben. Und darum säet man Wicken und Hafer zusammen, siehst du den Hafer, wie Halme und Blumen sich heben. Ist das beschwerlich für den Halm? Das Wetter steigt auf. Wie der Sturm dahersfährt, und Halm und Ranke neigen sich, und vielleicht, wenn er allein wäre, hätte der Sturm ihn geknickt.

Nein, die Natur weiß wohl, warum der Eine dem Andern Halt gewähren will und kann und wiederum im Andern Halt und Hilfe findet.





Wald = Moor

Allein, nun bist du ganz allein, und über den Mooren am Walde leuchtet das Abendrot. Kein Ton des Menschenlebens, die Wasser so still, nur von unten rufen die Anken. Die blühenden Binsen stehen am Ufer, so nah aneinander und so hoch; tritt nah, ganz nah heran an das Wasser, und sieh sie dir an, die Blume am Moor, die schöne, geheimnisvolle, die du so lange gesucht hast, sie blüht nicht überall in deutschen Landen, oder nicht so, wie du das gemeint hast.

Der hohe Stiel ist dicht über der Wurzel wie umschlossen von einem blutroten Ring, als hätte jemand mit Herzblut die Blume als sein Eigentum erklärt.





Die Seitenästlein und Triebe erscheinen so schwank, wie wenn jeder Wind sie zerbrechen könne, die hellgrünen Blätter stehen fast wagerecht, um die Blüten vor Regen zu schützen, und aus den Blatteden hängen die Blüten hernieder, die seltsam geformten tiefgoldigen, so eigenartig schlicht und schön, Formen, die man immer wieder und wieder anschauen kann, sie scheinen einander zu gleichen und sind doch verschieden, und neben ihnen hängen die kleinen, grünen Samenkapseln der bereits verblühten Blüten, schaukelnd am schwanken Stiel.

Wir ruhen aus und geben uns dem Zauber der Abendstunde hin.

Die Sonne ist längst versunken, aber es wird nicht so dunkel wie sonst, es ist ja Vollmond-Abend; und wir sinnend und harrend. Die Blume heißt — „Rühr' mich nicht an“. Wir wollen das erleben.

Und wie nun alles ganz still ist, und der Vollmond spiegelt sich unten im Wasser — da horch — ein Knistern — und wieder — und dann noch einmal, und wir sehen im Mondlicht — die feine Kapsel ist gesprengt, und der Samen wurde herausgeschleudert, das Köpfchen mit den gekräuselten Blättlein.

Und man hat uns erzählt, wenn man das „Rühr' mich nicht an“ berührt, dann springt der Samen heraus.

Wir haben es aber nicht angerührt, wer hat es denn getan?

Schritt schweigend ein Geist durch die Stille — vielleicht das Walten der Natur, wir können das nur fühlen. Wenn Wissenschaft erklärt und den Verstand verstehen lehren will, wir wollen ja lernen, aber es gibt noch Geheimnisse in der Natur wie im Menschenleben, die lehrt nur die Liebe erkennen.

Noli me tangere

Gift



Ein schwerer, heißer Julitag — über dem Schutt — wie das schwarze Bilsenkraut dasteht, als wolle es die Welt beherrschen. Gift — Gift, das Tod und Verderben bringt. — Geh weiter, sieh es nicht an.

Ja, was ist denn das heute, da auf dem sandigen Boden hinklimmt ein Rankenkraut, sieh, wie es hie und da noch blüht — hat Blüten wie die der Kartoffeln, aber viel kleiner und schöne, rote Beeren, die könnte man essen. Versuch es, du brauchst dich dann nicht mehr mit der Qual des Lebens zu quälen. Nachtschatten-Bittersüß heißt das Kraut; — oder versuche es lieber nicht, es wirkt vielleicht nicht tödlich und verquält dich noch mehr, und weißt du, es gibt Naturen, die sterben nicht vom Gift, die verlieren daran den Verstand — oder sie werden gelähmt und siech.

Nein, hüte dich, geh deiner Wege. —

Tollkirsche — Belladonna — jawohl ihr Gift, das tötet, und das kann auch Leiden heilen, wenn es recht verwendet wird, ehe es zu spät ist, so wie das Gift des Fingerhuts, der roten Hexenblume. Die blüht im Harz, wo die Hexen zu Hause sind.

Wenn jemand am Herzen krank ist, gibt man ihm Fingerhutsgift. Das ist seltsam, ich meine, es hält wohl eine Weile das Leiden auf, ein kleines Weilchen, das kann man sich denken, aber es mag nicht lange währen, und ehrlich gesagt, das Herz hätte vielleicht auch eben so gern recht bald die Ruhe, die ihm im Leben nimmermehr wird.

Warum das Gift. Es ist der Fingerhut ein scharfes Gift und auch der Eisenhut, der blaue, die sind nicht Spielerei — und einer noch, der Schierling, — der hohe Wasserschierling, der in Sümpfen und Bächen wohnt, der gefleckte, der auf Schutthausen wächst und fast wie die Mohrrübe aussieht, und die Gartengleiße, die der Peter= silie ähnlich ist.

Im Altertum die Menschen, denen der Schierlings= becher gereicht ward, die waren bald erlöst von Qual und Sorgen.

War einer, der hieß Sokrates, er rang um das Erkennen ein Lebenlang, er lehrte andere, er hatte die Menschen lieb, er diente dem Vaterland, er war ein Mensch.

Dem reichte man den Schierlingsbecher, und er trank ihn lächelnd. Und als seine Schüler weinten und sagten: Du mußt so unschuldig sterben, da antwortete er: Möchtest du lieber, ich stürbe schuldig? — Er hatte seine Arbeit getan und ging dem ewigen Erkennen entgegen.

Und während wir ihn anschauen, den blühenden, dol= digen Schierling, wie er da steht, als wüßte er das alles nicht, so unschuldig wie die Möhre, die niemand etwas zu= leide tut, da geht durch unsere Seele ein noch nie ge= dachter Gedanke.

Es sei durch das Gift, es komme, was wolle, der Mensch, der wissend, daß er nichts weiß — lernend und lehrend im Miteinandersein das Gute will von ganzem Herzen, den kann nichts, gar nichts vernichten — kein Haß, keine Not, kein Gift.



Denn wenn wieder Erde wird, was Erde gewesen war,
die Wahrheit, der er lebend und sterbend getreu gedient
hat, — die ist unvergänglich.



Ernte

Die Halme fallen, noch gestern
wogte das Korn, und die Ähren
senkten sich segenschwer.

Und nun, die heiße Erntearbeit
hat begonnen, ein ernstes, schönes
Tun, die Arbeit, die beschieden
ist denen, die treu gesäet und treu
vertraut so lange Stunden haben.

Es ist auch deine Sache, ob dein Feld dir Segen gibt. Du kannst nicht ernten wollen hundertfältig, wenn du nicht recht dereinst dein Feld bestellt hast.

Und das ist eine schwere, ernste Frage, die man sich fragt, wo spärlich die Ernte lohnt.

Oder war es kein Segensjahr? Hat das Wetter dir viel zerstört, die Hagelschauer im Mai; ja damals dachtest du, nun ist alles verloren, sieh heute deinen Weizen an, er hat sich erholt. Wenn die Natur das will, sie kann dir helfen auf die und jene Weise.

Ja, der Weizen — der wird erst später gemäht — du hast dein Ackerfeld in sieben Felder geteilt, der Weizen hat Zeit; du hast zu tun mit der Roggen-Maht. Und nachher liegen die Halme und werden zusammengewunden zu goldenen Garben und werden zu Hocken geschichtet.

Und dann mußt du dir gutes Wetter erbitten, denn sonst ist der Segen gefährdet, sonst kann vernichtet werden alles, was du dir gebaut hast das ganze Jahr.

Und wenn die Kraft der Sonne das allerletzte Reifen und das Ersterben des Lebens im Halm hat geschehen lassen, so mußt du bergen den Segen, der dir gereift ist.

Das ist heiße Arbeit, die Tage sind lang, da gilt kein Ermüden, der Bauer kann ruhen im Winter, dann hat er Zeit genug. Denn während er den Roggen birgt in seine Scheunen, ist schon der Weizen gereift, und der darf nicht zu lange auf seinem Halm stehn, sonst fallen die Körner aus. Der Weizen ist ein wenig niedriger, als der Roggen, die Halme sind stärker. Die Weizenfelder haben so einen schönen, goldschimmernden Ton, daß man den reisenden Weizen immerzu anschauen möchte. Die Ähre ist schwerer und nicht zweiseitig, so wie die Roggenähre, sie erscheint vierkantig. Grannen haben wohl einige Arten, doch wenn man an den Weizen denkt im allgemeinen, dann denkt man ihn ohne die Grannen, wenigstens den, der im Herbst schon gesäet ist.



Man sagt, ein Weizenkorn, das wohlgeborgen verwahrt wird, behält seine Reimkraft, man sagt, durch Jahrtausende. In Pyramiden haben sich Körner gefunden, noch aus der Pharaonenzeit, man hat sie gesäet, und sie brachten Frucht.

Und das ist ein schöner Gedanke, daß echte Kraft noch viel, viel später wieder Leben werden kann, und daran muß man glauben wollen, wo Lebensarbeit verloren scheint.



Und nach dem Weizen reifen
allmählich Hafer und Gerste und
wollen dem Menschen helfen, so
gut sie können, jedes in seiner
Weise.

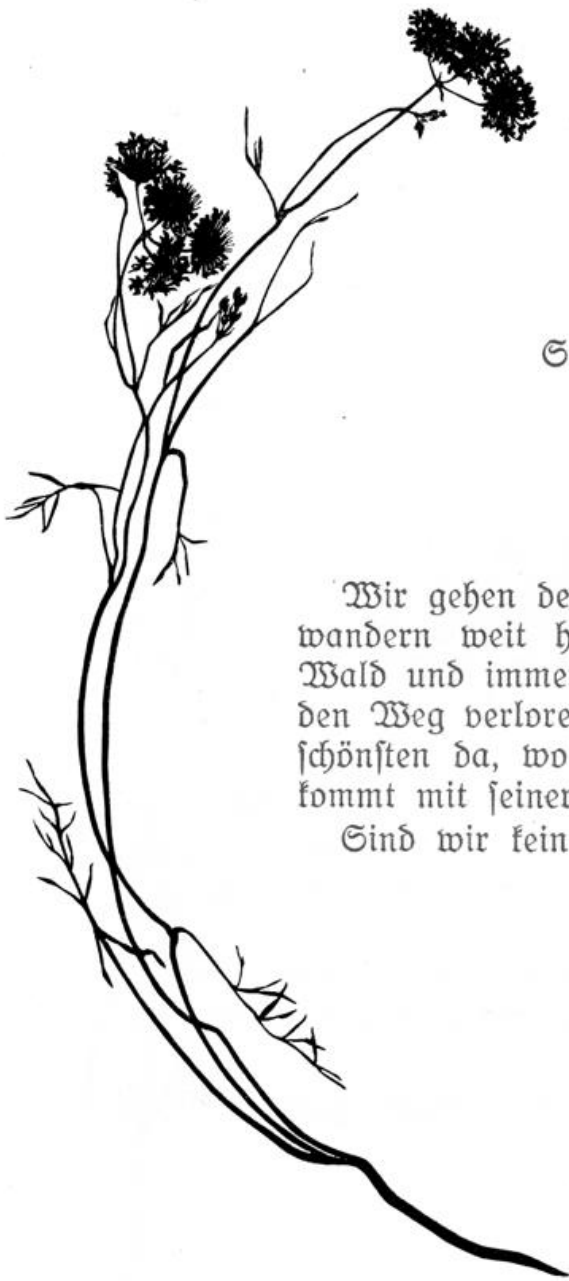
Der Hafer bietet ihm nahrhafte Speise, die leicht zu bereiten ist, früher gab man ihn meist den Tieren — ja früher, und die Gerste — die alten Germanen brauten den Meth, die Erben den Hopfengerstentrank — und die Gegenwart mahlt die Körner zu Mehl. Wir brauchen Nahrung, und das Feld will sie uns geben.

Und wenn auch die beiden unter Dach sind, ist wieder viel andre Arbeit zu tun, wir sind ja nicht Fachmann, und grade darum sehen wir das Fach des andern an mit der Achtung, die, ohne ganz in sein Wirken hineinschauen zu können, wir dem entgegenbringen, der getreu an seinem Werk steht.

Wenn man mitten im Sturm auf einem Schiff dem Führer begegnet, so schaut man wohl in ein ernstes, ruhiges Antlitz, und man redet ihn nicht an, man weiß, er hat zu tun.

Denselben Ernst, dieselbe Ruhe findet man bei denen, die in einem Jahr, wo alles auf einmal reift, die Ernte leiten.

Der Natur sich ganz vertraun und ganz sein Werk tun, das ist Erntearbeit.



Seerose

Wir gehen den Feldweg entlang und wandern weit hinein in den einsamen Wald und immer weiter —; wir haben den Weg verloren. — Der Wald ist am schönsten da, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. —

Sind wir kein Mensch? Vielleicht.

Wie schwer und herrlich die Zweige Schatten — was aber blinkt da so hell durch das Grün. Schwimmende Flut, ein See im Wald, wie der so still und silbern daliegt, und weiße Seerosen blühen und schaun in den Himmel halb aufgeschlossen die herrlichen, goldgelben Mitten, dem Äther geöffnet und umher das Schilf und die Gräser und Blumen, und — wir haben Zeit und ruhen aus im Gras.

Ist sie die letzte Blume der Wasser? Ja, freilich, See-Rose, und die Rose ist auch die letzte Blume, die Vollen-
dung der anderen vielen. —

Das Wasser birgt ja so mancherlei Pflanzen, wir wissen schon, Algen — aber auch blühende Pflanzen, Froschlöffel, der wächst im Bach mit den löffelförmigen Blättern, und das Pfeilkraut, das Blattformen weist, wie ein Pfeil, die schöne Sumpfpriemel, die blüht schon zu Pfingsten rosa und weiß, wir haben schon manch eine Blüte dem Wasser entsteigen sehn, seitdem die Frösche uns die schwimmenden Sterne nicht so recht gönnen wollten. Die Mummel, die gelbe Teichrose, wie man sie nennt, wir haben sie gesucht und aus dem Stiel die Ketten geknickt wie die Kinder zum Zeitvertreib und die weiße Vinsenblüte, die auf hohem Stiel, eine mächtige Dolde, am Ufer stand, das Grün belebend. —

Was aber mag das bedeuten, wenn Blüten sich heben aus tiefer Flut.

Seerose weiß es. Am einsamen Waldsee, da sind Begriffe daheim, die die Schule nicht lehrt. Wir wissen es auch. Das ist die Sage aus jener Zeit, die uns viel näher und viel verständlicher scheint als die trockene Gegenwart.

Es wohnten Wesen in den Tiefen der Wälder und Seen, die hüteten das Leben, und sie waren so, wie die weißen Blumen, eins mit ihrem Element. Sie wirkten zufrieden und ohne Wunsch, bis der Mensch sich verlor in die Tiefe, da fand er sich selbst.

Er sah die Seele nicht, sie aber sah ihn, und sie wußte, nun war ihr Weg und Werk nicht mehr in ihrem Element. Und sie folgte dem Menschen und hatte ihn lieb.

Er erkannte sie nicht. Er wußte nicht, daß ihre Seele so um ihn warb mit all der Seligkeit und all dem Leid, das nur in den Tiefen daheim ist.

Sie litt um ihn viel Leid, bis der Tod ihn löste von ihr. Dann kehrte sie zurück, heim in ihr Element allein.

Vielleicht wenn wieder die Seele sinnet und wirkt,
so treu wie ehedem und noch getreuer — vielleicht,
nicht heut, noch morgen, aber nach viel Jahrtausen=
den, wenn Himmel und Erde vergehn — was ihr
das Leben, wie im Traum gezeigt hat, sie findet das.

Wer aber fragt die Tiefe der Natur, dem wird die
klare Antwort: Deine Seele vollende sich im Werk.

